

„Dieser unermesslich luftige Gott, der süß nach Lilien duftet“

Eric-Emmanuel Schmitts „Comédie spirituelle“ produziert Bestseller

MEDARD RITZENHOFEN*

Die Zauberformel heißt: „Zack: Lächeln!“ Das macht das Leben einfach leichter. Ob bei der Mathelehrerin, weil man die Aufgabe nicht verstanden hat, oder in der Schulkantine, um noch einen Nachschlag Maronencreme zu ergattern: „Zack: Lächeln!“ Der 11-jährige Momo hat den Bogen raus, dank Monsieur Ibrahim, der genau weiß: „Es ist das Lächeln, das glücklich macht.“ Seitdem ist der bislang eher in sich gekehrte Junge wie verwandelt: „Ich befeue die ganze Welt mit meinem Lächeln.“ Nichts anderes tut der Autor, der die Figur des Momo schuf, auf Buchumschlägen und Werbefotos. Aber Eric-Emmanuel Schmitt, Jahrgang 1960, hat auch gut lachen. Mit einigen schmalen Büchern, die in über 30 Sprachen übersetzt wurden, ist er in kurzer Zeit zum meistgelesenen Schriftsteller französischer Sprache geworden. Seine Theaterstücke, für die er 2001 den „Grand Prix du Théâtre de l'Académie française“ erhielt, werden rund um den Globus gespielt. Besonders groß ist das Echo in Deutschland, wo Schmitt womöglich noch populärer ist als in Frankreich. Seine Bücher erklimmen die vorderen Plätze der Bestsellerlisten. Als Publikumsliebbling wurde Schmitt 2003 der neu gestiftete „Deutsche Bücherpreis“ zuteil. Im vergangenen Jahr ehrte ihn Bundeskanzler

Gerhard Schröder mit dem „Quadriga“-Preis für Völkerverständigung.

„Sorge dich nicht, lese!“ Der Ammann-Verlag hat mit seinem Schmitt aus der Seele gesprochenen Slogan leicht reden. Wer den französischen Erfolgsautor in deutscher Sprache herausbringt, darf in dessen Namen getrost ein verheißungsvolles Omen sehen. Ist doch „Immanuel“ ein Bekenntnis der Zuversicht, das im Hebräischen soviel bedeutet wie „Gott mit uns“. Tatsächlich ist bei dem Erzähler Eric-Emmanuel Schmitt kein Ding unmöglich: Im Postkarten-Paris schließen in „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“ ein jüdischer Junge und ein alter Muslim eine wunderbare Freundschaft, um gemeinsam die Kunst des Lebens im fernen Kappadokien zu praktizieren. Im Folgeband „Oskar und die Dame in Rosa“ beweist eine ältere Schwesternhelferin in einem Krankenhaus soviel Humor und Herzengüte, dass selbst ein todkrankes Kind seine letzten Tage erfüllt und unbeschwert verbringt. Und in seinem jüngsten Werk „Das Kind von Noah“ legt ein katholischer Priester im besetzten Belgien eine gehörige Portion Chuzpe an den Tag, um die ihm anvertrauten jüdischen Kinder im Internat unbeschadet durch die NS-Zeit zu bringen.

* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Paris / Straßburg.

Die Not der kleinen Romanhelden von Schmitt mag noch so groß sein, von Gott verlassen sind sie nicht. Der schickt seine Schutzengel in Gestalt verschmutzter Kolonialwarenhändler, resoluter ehrenamtlicher Krankenhaushilfen oder ausgebuffter Geistlicher. Als Lehrmeister des Lebens vollbringen diese wahre Wunder an humaner Erziehung. Die Religion kommt dabei nicht zu kurz: „Ich weiß nur, was in meinem Koran steht“, stapelt der altersweise Monsieur Ibrahim tief. Die feinfühligste Oma Rosa bringt ihrem kleinen Patienten Gott nahe: „Jedesmal, wenn du an ihn glaubst, wird es ihn ein bißchen mehr geben. Und wenn du dranbleibst, wird er ganz und gar für dich dasein. Und er wird dir Gutes tun.“ Und für den kleinen Juden Joseph, Protagonist des dritten zitierten Bandes, wird der Besuch einer katholischen Messe zur Erleuchtung: „Und da begannen auch schon die Mauern zu vibrieren, und die Vibrationen wurden Musik. Die Orgel hatte eingesetzt. Die hohen Töne kitzelten mich in den Ohren. Die tiefen kribbelten mich am Hintern. Ein gewaltiges melodisches Brausen breitete sich aus. Und sofort verstand ich: Gott war da. Um uns. Unter uns. Dieser Taumel, dieser Gesang, dieser Widerhall unter den Gewölben, diese Musik, die sich unter der Kuppel rundete, das war Er. Er war die Luft, die sich über die Farben der Glasfenster legte, die Luft, die strahlte, die Luft die schillerte, die Luft, die nach Myrrhe duftete, nach Bienenwachs und süß nach Lilien. Das Herz ging mir über, ich fühlte mich stark. Ich atmete Gott in vollen Zügen, war überwältigt.“

Erfolgreicher Erzählzyklus: „Le Cycle de l'Invisible“

Dass der Glaube nicht nur Berge versetzt, sondern auch Bestseller in den Himmel wachsen lässt, beweist Eric-Emmanuel Schmitt mit seinem vierbändigen „Cycle de l'Invisible“. Die buddhistische Parabel „Milarepa“ eröffnete 1997 diesen spirituellen Erzählzy-

klus, der von der deutschen Verlagswerbung vollmundig als „Tetralogie der Weltreligionen“ verkauft wird. Dabei benötigt Schmitt nur 60 Seiten, um dem Sinn des Lebens aus fernöstlicher Sicht auf die Spur zu kommen: Der Titelheld, ein Mönch aus dem 11. Jahrhundert, der dem heutigen Ich-Erzähler im Traum erscheint, muss verschiedene Prüfungen bestehen, bevor er den verborgenen Weg zur Weisheit und zum Glück findet. Der buddhistische Glaube an die Wiedergeburt gibt Schmitt Gelegenheit, die Identität seines Personals in Rätsel zu hüllen. Im Zentrum des auch für das Theater geschriebenen Monologs stehen die in Schmitts gesamtem Werk zentralen Fragen: Wer bin ich? Was ist allem noch so verführerischen oder überzeugenden Schein zum Trotz wahr, und was ist wichtig im Leben?

Der internationale Ruhm kam dann 2001 mit „Monsieur Ibrahim et les fleurs du Coran“. Elke Heidenreich fand in ihrer Literatursendung „Lesen“ höchstes Lob für eine „unendlich zarte“ Prosa, womit sie den bis dahin unbekanntem französischen Autor in die deutschen Büchercharts katapultierte. Die Kinofassung mit Omar Sharif als ebenso abgeklärtem wie bauernschlauem Pariser Kramladenbesitzer tat ein Übriges, damit dieses Buch hierzulande bereits in zehnter Auflage erscheint. Worum geht es? Im Grunde erneut um Sein und Schein. Das fängt mit dem Ort der Handlung an, der „Rue Bleue“ im IX. Arrondissement, die nichts Blaues an sich hat. Auf der weiterführenden „Rue de Paradis“ gibt es bei den Straßenmädchen den Himmel auf Erden für entsprechendes Geld. Der 11-jährige Moses schlachtet dafür zum ersten Mal sein Sparschwein aus glasiertem Porzellan. Noch wichtiger wird für den Jungen die Begegnung mit Monsieur Ibrahim, den alle Welt, den „Araber“ nennt, weil dessen Geschäft von 8 bis 24 Uhr geöffnet ist, „auch am Sonntag“. In Wirklichkeit aber ist der „Araber an der Ecke“ ein Moslem, genauer gesagt ein Sufi, der vom „Goldenen Halbmond“ kommt

und die Freuden des Lebens nicht nur in Form eines Anisettes zu schätzen weiß. Eine umso tristere Figur gibt Moses' alleinerziehender Vater ab. Da trifft es sich fast glücklich, dass dieser Griesgram vor dem Herrn sich irgendwann aus dem Staub macht und das pädagogische Talent von Monsieur Ibrahim zur vollen Blüte gelangen kann. Aus dem aufgeweckten Sohn eines depressiven Holocaust-Überlebenden wird Momo, der mit seinem neuen „Papa“ in den Vorderen Orient reist und die Leichtigkeit des Seins im Tanz der Derwische entdeckt: „Das Herz eines Menschen ist wie ein Vogel, eingesperrt in den Käfig des Körpers. Wenn du tanzt, singt das Herz wie ein Vogel, der sich danach sehnt, mit Gott eins zu werden.“ In der kreisenden Bewegung verbinden sich Tanz und Gebet, der Name Momo vereint Moses und Mohammed, und alles wäre rund und schön, wenn Monsieur Ibrahim nicht, in seiner Heimat am „Geburtsmeer“ angekommen, mit dem Auto gegen eine Mauer rasen würde, was gar nicht zu seiner poetischen Lebensart passen will. Während der späte Heimkehrer „in die Unendlichkeit eingeht“, macht sich dessen Sohn auf den langen Rückweg nach Paris, um dort Monsieur Ibrahims Geschäft zu erben und die Stelle als „Araber an der Ecke“ anzutreten.

Die Botschaft dieser charmanten Erzählung ist unmissverständlich: Es lebe die Toleranz! Deren schönster literarischer Hymnus ist noch immer Lessings „Ringparabel“, von deren Tiefgründigkeit Schmitt jedoch weit entfernt ist. Auch wenn Monsieur Ibrahim sehr weise wirkt, dem Nathan kann er nicht das Wasser reichen. Dieser führt sein berühmtes Gleichnis mit den Worten ein: „Nicht die Kinder bloß, speist man mit Märchen ab.“ In diesem Punkt kommt Schmitt immerhin Lessing nahe, schlägt doch seine erbauliche Geschichte Brücken zwischen Poesiealbum und dem Kleinen Prinzen.

In der ein Jahr später erschienenen Erzählung „Oscar et la dame rose“ (2002) verarbei-

tet Schmitt das heikle Thema eines unheilbar kranken Kindes zur frohen Botschaft des Christentums. In der Bühnenfassung feierte die unverwüstliche Danielle Darrieux, der die ihr gewidmete Rolle der „Mamie-Rose“ auf den Leib geschrieben war, 2003 in der Comédie des Champs-Élysées einen Triumph. Die einfühlsame Krankenhaushilfe – deren Namen sich ableitet von den so genannten „Blouses Roses“, die in französischen Hospitälern ehrenamtlich den Patienten zur Hand gehen – erhellt die letzten Tage eines 10-jährigen leukämiekranken Jungen, bei dem sowohl Chemotherapie als auch Rückenmarkstransplantation versagt haben. Einerseits unterhält sie den Jungen auf das Vergnüglichs-te mit phantastischen Geschichten aus ihrem früheren Leben als Catcherin, andererseits versucht sie erst gar nicht, wie der behandelnde Arzt oder die hilflosen Eltern, seinen Zustand schönzureden. Stattdessen gibt sie dem kleinen Oskar den Rat, sich in Briefen „an den lieben Gott“ zu wenden: „Vertrau' ihm deine Gedanken an. Gedanken, die man nicht ausspricht, machen schwer... Und außerdem kannst du Gott jeden Tag um etwas bitten. Aber Achtung! Nur einmal am Tag ...“ So umfasst die Erzählung die 14 Briefe Oskars an Gott. Mit Oma Rosas Hinweis auf eine Legende, nach der ein Tag soviel zählt wie ein Jahrzehnt, durchmisst Oskar das Leben in Riesenschritten, bevor er – „hundert-zehn Jahre alt“ – stirbt. Jeden der 12 ihm noch verbleibenden Tage durchlebt er wie zehn Jahre und durchläuft so die Phasen des menschlichen Lebens, die ihm real versagt bleiben: Jugend und Pubertät, die erste große Liebe, Ehe und Berufsleben sowie schließlich das Alter.

Indem Schmitt diese eigentlich todtraurige Geschichte aus der spitzbübischen Sicht des kleinen Oskar erzählt, der das Heile-Welt-Spiel der Eltern durchschaut, bringt er den Leser ein ums andere Mal zu einem Schmunzeln, das nicht im Halse stecken bleibt. Die Hinwendung zu Gott, auch wenn

sie in der naiven Form der Kinderbriefe erfolgt, bewirkt eine Selbstvergewisserung, die allemal tröstlicher ist als das Vorspiegeln falscher Hoffnungen. Schmitt verkleinert die Theodizee auf Kindesgröße, wobei er gleich auch Pascals berühmte „Wette“ streift, laut der der Glaube als „Gottesgabe“ in jedem Fall nur hilfreich sein kann. Doch überspannt der Autor spätestens am Schluss den Bogen vom Lehr- zum Rührstück, wenn es im Postskriptum eines Briefes, den Oma Rosa ihrerseits an Gott schreibt, heißt: „Die letzten Tage hatte Oskar ein Schild auf seinen Nachttisch gestellt. Ich glaube, es ist für Dich. Es stand drauf: ‘Nur der liebe Gott darf mich wecken.’“

Credo der Toleranz

In seiner letzten dem Judentum gewidmeten Erzählung des Zyklus, „L'Enfant de Noé“ (2004), variiert Eric-Emmanuel Schmitt noch einmal das Thema der Erziehung unter besonderen religiösen Vorzeichen. Während der deutschen Besetzung Belgiens findet der 7-jährige Joseph, dessen jüdische Eltern gezwungen sind, unterzutauchen, einen Ersatzvater in dem Abbé Bims, der ein katholisches Internat leitet. Aller guten Dinge sind drei, und so komplettiert Pater Bims mit Monsieur Ibrahim und Oma Rosa auf das Trefflichste Schmitts einnehmende Runde origineller Nothelfer.

An diesem neuerlichen Lehrmeister eines geglückten Lebens überrascht zweierlei. Zunächst sein gewöhnungsbedürftiger Name. Doch mutierte der französische Originalname Pons bei der Übersetzung, in Anlehnung an den gleichlautenden Stein (la ponce), mit dem Joseph sich schrubbt, zu Bims. Sodann verwundert es ein wenig, dass der Abbé nicht nur keinerlei Anstalten macht, seinen Schützling in die Arme der Mutter Kirche zu führen, sondern im Gegenteil Wert darauflegt, dass Joseph seinen jüdischen Wurzeln treu bleibt. Doch Bims übt sich über seine Berufung als

katholischer Seelsorger hinaus als Konservator bedrohter Kulturen und Religionen. Als solcher ist er ein Artenretter im Geiste des biblischen Noah. Die Krypta seiner Internatskapelle dient ihm als Arche, in der er aufbewahrt, was er an Thorarollen, siebenarmigen Leuchtern und jiddischen Schellack-Schätzen vor der braunen Nazi-Flut retten kann. Als Joseph die „geheime Synagoge“ entdeckt, schließt Bims mit dem Jungen ein „Abkommen“. Zu seinem eigenen Schutz wird dieser wie ein Christ die Messe und den Religionsunterricht besuchen, wofür ihm der Pater Nachhilfe aus der Mischna und dem Talmud gibt.

So wie im Wunder das Geheimnis des Glaubens liegt, gibt auch Eric-Emmanuel Schmitt seinen Parabeln miraculöse Wendungen. Im Zuge der zunehmenden Kontrollen und Repressalien von Seiten der deutschen Besatzung überrascht ein Wehrmachtsoffizier die Internatsschüler beim Duschen. Als er gewahrt wird, dass einige von ihnen beschnitten sind, folgt nicht etwa die schon allseits befürchtete Verhaftung, sondern der Griff zur Briefftasche, um dem perplexen Pater Bims Bonbongeld für die Kinder zu geben. „Die Erleichterung des Paters ging uns so unter die Haut, dass wir, zwanzig jüdische Jungen, nass und splitterfasernackt, und ein Priester in seiner Sutane, uns gegenseitig lachend und weinend in die Arme fielen.“

Diese nach einer Verfilmung geradezu ruhende Szene macht deutlich, dass Schmitt weder große Gefühle noch den Glauben an eine bessere Welt scheut. Die Religion ist dabei allgegenwärtig: „So wunderbar mich Pater Bims auch in die Geheimnisse der Thora einführte, nichts bewegte mich so sehr wie der katholische Ritus mit seinem Gold, seinem Gepränge, seiner Musik und diesem unermesslichen, luftigen Gott, der uns wohlgesonnen unter der Kirchendecke schwebte.“ Man wird bis George Bernanos, Paul Claudel oder François Mauriac zurückgehen müssen, um einen namhaften französischen Schriftsteller

zu finden, in dessen Werk Gott und Glaube eine so zentrale Rolle spielen wie im Œuvre von Eric-Emmanuel Schmitt. Anders jedoch als die früheren 'grands écrivains catholiques' versteht sich Schmitt nicht direkt als literarische Stimme des Christentums. Sein Credo ist die religiöse Toleranz und die Pluralität des Glaubens. Hier ist auch der Grund für Schmitts fabulösen Erfolg zu verorten. Denn mit seiner fröhlichen Botschaft multikultureller Harmonie spricht der 45-jährige Franzose all' jenen aus dem Herzen, die im Clash of Civilizations nur eine schauerliche Chimäre sehen. So löblich heute angesichts neu entfachter Religionskriege jede Eloge auf die Toleranz klingt, so verwischt in Schmitts schmalbändiger „Comédie spirituelle“ eine diesseitige Glücksutopie allzu leichtfertig alle Glaubensunterschiede. So schnell wird aus Moses kein Mohammed, auch wenn dieser sich als „Araber an der Ecke“ im Laden von Monsieur Ibrahim wiederfindet. Und dass „Das Kind von Noah“ sich – im Epilog – als erwachsener Jude auf umkämpfter israelischer Erde nach einem Palästinentensertuch bückt, um, wie sein einstiges Vorbild Pater Bims, selbst eine „Sammlung“ von Reliquien bedrohter Kulturen anzulegen, ist als Pointe zu schön, um realistisch zu sein.

Dem Appell zur Toleranz als normativem Signum des „Cycle de L'Invisible“ dürfte nicht zuletzt die philosophische Bildung des Autors zugrunde liegen. Schmitt wurde an der berühmten Pariser École Normale Supérieure über Denis Diderot und dessen Kritik an der Metaphysik promoviert. In der Buchfassung „Diderot ou la philosophie de la séduction“ (1997) charakterisiert er den Aufklärer, der immer im Schatten der republikanischen Säulenheiligen Voltaire und Rousseau stand, als „un frère en liberté et en vagabondage“. Schmitt hebt das gänzlich undogmatische Moment der „pensée diderotienne“ hervor, für die die intellektuelle Libertinage zum Paradigma wurde. „A son enseigne, enfin, la philosophie devient gaie“, lautet der letzte

Satz dieser Anleitung zum „plaisir à penser“. Genau diese von Diderot inspirierte Fröhlichkeit der Philosophie durchzieht Schmitts literarisches Werk. Das Lachen über sich selbst erschallt bereits in seinem ersten, im letzten Jahr auch auf Deutsch erschienenen Roman „La Secte des égoïstes“ (1994), der noch unter dem Einfluss der Beschäftigung mit der Gedankenwelt des späten 18. Jahrhunderts verfasst ist. Dem Ich-Erzähler, einem verschrobenern Philosophie-Doktoranden von heute, spielt der Zufall – oder die Vorsehung? – in der Pariser Bibliothèque Nationale den Hinweis auf einen Zeitgenossen Diderots, einen gewissen Gaspard Languenhaert, in die Hände. Dieser Egozentriker machte in den Salons mit seiner These Furore, die Welt existiere nicht an sich, sondern nur in unserer Vorstellung: „Also ist das Leben nur mein Traum. Also bin allein ich mir die ganze Wirklichkeit.“ Die Philosophie des Egoismus gründet in dem Axiom: „Ich allein bin die Welt und der Ursprung von allem.“ Konsequenz schraubt Schmitt die Handlung des Romans ins Aberwitzige, und das auf zwei Ebenen, die sich am Ende treffen. Zum einen eskaliert der Autismus des Salonmetaphysikers in der Überzeugung, nur er selbst könne Gott sein. Zum anderen gerät der Ich-Erzähler bei seiner verbissenen philologischen Recherche nach dem ominösen Hochstapler so sehr in dessen Bann, dass er am Ende nicht umhin kann, sich in dessen lachhafter Ego manie selbst zu entdecken.

Einfallsreichtum und Hybris

Dieses abgründige, zwischen Scherz und Schrecken schwankende literarische Rollenspiel radikalisierte Schmitt in seinem folgenden Roman „La part de l'autre“ (2001). Indem er die beklemmende Hypothese entwickelt, Hitlers ursprünglicher Ehrgeiz als Maler wäre am 8. Oktober 1908 nicht an der Aufnahmeprüfung der Wiener Kunstakademie gescheitert, lässt er in seiner bipersonalen Roman-

biographie zwei Schicksale nebeneinander laufen: Während der historische Hitler als Usurpator Karriere macht und schließlich in maßloser Verblendung millionenfachen Tod über die Welt bringt, reüssiert Adolf H. als Maler, der das Leben genießt. Schmitt stellt das virtuelle Double des Diktators als soliden Künstler vor, der im Frieden mit seiner Zeit lebt, bevor er als alter Mann in Los Angeles stirbt. Der Roman illustriert die Idee, dass man nicht als Monster geboren wird, sondern selbst Hitler einen anderen Lebensweg hätte einschlagen können. Diese bescheidene Einsicht hat eine makabre Konsequenz: Müssen wir uns doch Adolf H. als einen sympathischen Menschen vorstellen.

Möglicherweise hat Eric-Emmanuel Schmitt erkannt, dass sein „Versuch über das Absurde“ (Camus) in eine Sackgasse führt, und sich deshalb wieder seinen spirituellen Themen zugewandt. Ausschlaggebend für dieses literarische Grundmotiv war, wie der Autor mehrfach zu Protokoll gegeben hat, ein persönliches Erlebnis. Bei einem Ausflug in die algerische Sahara wurde er von seiner Reisegruppe getrennt. In der Stille und Einsamkeit der Wüste kam es zu einer neuen Selbsterfahrung: „Diese Nacht war auch ein Erahnen von Ewigkeit. Die Möglichkeit des Todes hat mich stark gemacht. Seitdem weiß ich, dass es, um ein Wort des Heiligen Augustinus zu benutzen, im Inneren meines Ichs mehr gibt als mein Ich.“

Rückkehr der Religion in die Belletristik

Nicht ohne Grund fühlt man sich bei dieser „mystischen Nacht“, in der Schmitt selbstredend zum Glauben fand, an die Notlandung seines früheren großen Kollegen Antoine de Saint-Exupéry in der libyschen Wüste erinnert, wo dieser auf den Kleinen Prinzen stieß. Man schreibt nur mit dem Herzen gut, Eric-Emmanuel Schmitt ist der literarische Beleg. Die Fabulierlust und der Einfallsreichtum, mit de-

nen er im „Cycle de l’Invisible“ fundamentale Lebensfragen aus der vorurteilsfreien und unbestechlichen Perspektive Minderjähriger anschneidet, um sie in Sentenzen aus dem Brevier eines Gutmenschen zu pointieren, macht ihm so schnell keiner nach. Umgekehrt hat Schmitt, wie ein aufmerksamer Kritiker der „Weltwoche“ herausfand, recht großzügige Anleihen bei dem Bestsellerautor Romain Gary (1914–1980) genommen, ohne damit gleich den Plagiatsvorwurf zu erfüllen. Schmitts Mischung aus humaner Komik und himmlischem Kitsch ist einmalig. Wann tat Kindermund solch blauäugigen Tiefsinn kund? Nachdem in der Literatur auch die bitterbösesten Liaisons dangereuses durchgespielt worden sind, und Schmitts Landsmann Michel Houellebecq den Nihilismus vollends platt geschrieben hat, meldet das Gemüt seinen Anspruch auf Sentiment wieder an. Auch die Rückkehr der Religion in die Belletristik scheint willkommen, solange das Auge Gottes den Leser mit einem listig-liebenswerten Zwinkern trifft.

Dass Eric-Emmanuel Schmitt trotz seiner spirituellen Bonhomie eine gewisse Hybris selbst nicht mehr fremd ist, belegt der Titel seines letzten Buches „Mes Évangiles“ (2004). Dabei handelt es sich um eine szenisch verknappte Fassung seines früheren Romans „L’Évangile selon Pilate“ (2000). Erzählt wird die Passionsgeschichte aus der doppelten Perspektive von Jesus und Pontius Pilatus. Dass man den weltlichen Richter des Messias anders sehen kann denn als Opportunisten, dem es bei seinem Urteil wider besseres Wissen vor allem darum geht, seine Hände in Unschuld zu waschen, ist legitim. Auch wenn die Idee, Pilatus mit seinen Zweifeln in die Rolle des „ersten Christen“ zu manövrieren, überspannt erscheint. Doch die Nacht am Ölberg aus der Sicht und in der Ich-Form des von Todesängsten geplagten Erlösers zu schreiben, ist blanke Hoffart. Nicht, dass Schmitt dabei blasphemisch werden würde, doch begeht er eine Todsünde wider den

guten Geschmack, die auch der Hinweis im Vorwort auf „ma vision très subjective des choses“ nicht entschuldigen kann. Denn um der im Markus-Evangelium grandios komponierten Szene im Garten von Gethsemane eine neue literarische Form abzurufen, fehlt Schmitt schlicht der sprachliche Ausdruck.

Mit dem Lächeln des intellektuellen Libertin *Diderot*, das sich in „le visage souriant du plus grand sérieux“ offenbarte, führte sich Schmitt als Philosoph mit Sinn für Humor ein. Dank seiner *Comédie spirituelle*, die die Re-

ligionen auf ein allzu menschliches Format reduziert, lachte ihm der internationale Erfolg. Die *Ambition*, einem der ergreifendsten Zeugnisse im Buch der Bücher mit seiner eigenen unbeschwerten Les- und Schreibart beizukommen, wirkt dagegen lächerlich. *Dommage!* Oder – um *Eric-Emmanuel Schmitts* erzählerisches Spannungsfeld zu bemühen – traurig und komisch zugleich, wie sich ein unbestrittenes Talent in heiliger Einfalt an einem Thema verheben kann.

Romane und Erzählungen von Eric-Emmanuel Schmitt:

La Secte des égoïstes, 1994
Die Schule der Egoisten, 2004.

L'Évangile selon Pilate, 2000.

La part de l'autre 2001.

Lorsque j'étais une œuvre d'art, 2002.

Mes Évangiles, 2004.

Le cycle de l'invisible :

Milarepa, 1997.

Monsieur Ibrahim et les fleurs du Coran, 2001.
Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran, 2003.

Oscar et la dame rose, 2002.
Oskar und die Dame in Rosa, 2003.

L'enfant de Noé, 2004.
Das Kind von Noah, 2004.

In Frankreich sind sämtliche Bücher von *Eric-Emmanuel Schmitt* beim Pariser Verlag Albin Michel erschienen. Die deutschen Übersetzungen von *Annette* und *Paul Bäcker* beziehungsweise ab 2004 von *Inés Koebel* erscheinen im Züricher Amman-Verlag. Der Reclam-Verlag hat in seiner Reihe Fremdsprachentexte „Monsieur Ibrahim et les fleurs du Coran“ sowie „Oscar et la dame rose“ im Original mit Übersetzungshilfen herausgegeben.